

**HEYNE** <

## ZUM BUCH

Es ist nur eine beiläufige Bemerkung, die ihr Ehemann Garv angesichts einer Schachtel Schokotrüffel macht. Und doch ist Maggie Walsh plötzlich klar, dass er eine Affäre hat. Als sie zudem ihren Job verliert, will Maggie einfach alles hinter sich lassen. Sie fliegt nach Los Angeles zu ihrer besten Freundin Emily und stürzt sich dort ins volle Leben. Und sie trifft den Mann wieder, in den sie vor vielen Jahren einmal unsterblich verliebt war. Beflügelt durch zahlreiche Martini-Cocktails stürzt sich Maggie, die immer als bravste der Walsh-Schwestern galt, in völlig neue Erfahrungen.

Marian Keyes erzählt in diesem Roman die Geschichte einer weiteren Schwester aus der chaotisch-liebenswerten Familie Walsh – unterhaltsam und unnachahmlich komisch.

## DIE AUTORIN

Marian Keyes wurde 1963 als ältestes von fünf Kindern in Limerick geboren. Sie wuchs in Dublin auf, wo sie auch Jura studierte. 1986 siedelte sie nach London über und hielt sich anschließend mit Gelegenheitsjobs über Wasser. 1993 begann sie zu schreiben: *Wassermelone*, die Geschichte der ältesten Walsh-Tochter Claire, wurde ebenso wie alle folgenden Romane von Marian Keyes ein internationaler Bestseller. Marian Keyes lebt heute mit ihrem Ehemann in Dún Laoghaire, Dublin. Zuletzt bei Heyne erschienen: *Glücksfall*, der Roman um die jüngste Walsh-Tochter Helen sowie das exklusive E-Book *Mammy Walshs kleines ABC der Walsh Familie*.

Ein ausführliches Werkverzeichnis befindet sich am Ende dieses Buchs.

*Marian*  
*Keyes*

Auszeit für Engel

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Susanne Höbel

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ANGELS  
erschien bei Michael Joseph, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe  
in Neuausstattung 06/2013  
Copyright © 2002 by Marian Keyes  
Copyright © 2003 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlagillustration: © Erik Dreyer/GettyImages  
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-41052-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Tony*



## *Prolog*

»In Kürze landen wir in Los Angeles International Airport. Bitte versichern Sie sich, dass Ihre Rückenlehne senkrecht steht, dass Sie nicht über fünfzig Kilo wiegen und dass Sie ausgezeichnete Zähne haben.«





Ich hatte immer ein ziemlich untadeliges Leben geführt. Bis zu dem Tag, als ich meinen Mann verließ und nach Hollywood abhaute, hatte ich kaum je einen Fehltritt begangen. Keinen jedenfalls, von dem viele gewusst hätten. Und als sich eines Tages aus heiterem Himmel alles auflöste wie nasses Papier, konnte ich mich des schleichenden Verdachts, dass dies längst überfällig war, nicht erwehren. Ein derart mustergültiges Leben ist einfach nicht normal.

Ich bin natürlich nicht einfach eines Morgens aufgewacht und habe mich aus dem Staub gemacht, während mein Ehemann, der arme, verschlafene Dummkopf, zurückblieb und sich wunderte, was der Briefumschlag auf seinem Kopfkissen zu bedeuten habe. Ich mache alles viel dramatischer, als es war – seltsam, denn ich hatte noch nie ein Faible für Dramatisierungen. Oder ein Faible für Wörter wie »Faible«, um ehrlich zu sein.

Doch seit der Geschichte mit den Kaninchen – möglicherweise fing es auch schon vorher an – war irgendetwas an meinem Leben mit Garv unbehaglich und befremdlich. Dazu kam dann das, was wir Rückschläge nannten, doch statt unsere Ehe zu stärken – wie es den glücklicheren, von Rückschlägen Betroffenen beschieden ist, wenn man den Frauenzeitschriften meiner Mutter glauben kann –, bewirkten unsere Rückschläge genau das, was auf der Dose stand: Es waren Schläge, die uns zurückwarfen. Sie drängten sich zwischen mich und

Garv und entzweiten uns. Obwohl Garv nie etwas sagte, wusste ich, dass er mir die Schuld gab.

Dagegen war nichts einzuwenden, denn das tat ich auch.

Garv heißt eigentlich Paul Garvan, aber als ich ihn kennen lernte, waren wir beide Teenager, und niemand wurde bei seinem richtigen Namen genannt. »Micko« und »Macker« und »Toolser« und »du Trottel« waren die Namen, unter denen unsere Freunde bekannt waren. Er war Garv, unter einem anderen Namen kannte ich ihn nicht, und ich nenne ihn nur Paul, wenn er mir schrecklich auf die Nerven geht. Was mich betrifft, so heiße ich Margaret, aber er nennt mich Maggie, außer wenn ich mir sein Auto leihe und damit an einem Pfosten im Parkhaus entlangschramme. (Und das kommt häufiger vor, als man gemeinhin annehmen würde.)

Ich war vierundzwanzig und er fünfundzwanzig, als wir heirateten. Er war mein erster Freund, und meine arme Mutter wird nie müde, das zu erzählen. Ihrer Meinung nach ist das ein Beweis dafür, dass ich ein anständiges Mädchen war und keine von denen, die mit jedem ins Bett hüpfte. (Die Einzige ihrer fünf Töchter, die nicht missraten war; wer konnte es ihr da verdenken, dass sie mit meiner vermeintlichen Tugendhaftigkeit hausieren ging?) Aber was sie geschickterweise unter den Tisch fallen lässt, wenn sie mit mir angibt, ist die Tatsache, dass Garv zwar mein erster Freund war, doch keineswegs mein einziger.

So viel dazu.

Wir waren seit neun Jahren verheiratet, und es wäre schwierig, den genauen Zeitpunkt festzustellen, als ich anfang, mir das Ende unserer Ehe auszumalen. Nicht, um das gleich zu sagen, weil ich das Ende wollte, sondern weil ich dachte, wenn ich mir das Allerschlimmste vorstellte, war es in gewisser Weise eine Versicherung dagegen, dass es eintrat. Statt jedoch eine Versicherung zu sein, bewirkte es nur, dass es sich bewahrheitete. Da kann man mal wieder sehen.

Das Ende kam plötzlich und überraschend. In einem Moment war meine Ehe eine intakte Angelegenheit – auch wenn ich komische Sachen machte und zum Beispiel meine

Kontaktlinsen trank – und im nächsten war sie komplett finito. Das erwischte mich völlig unvorbereitet, weil ich immer davon ausging, es gäbe eine vorschriftsmäßige Phase, in der die Beteiligten das Geschirr zerteppern und sich mit Beschimpfungen überhäufen, worauf dann das Hissen der weißen Fahne folgt. Doch stattdessen kam es zum vollständigen Zusammenbruch, ohne dass ein einziges böses Wort gewechselt worden wäre, worauf ich schlicht und einfach nicht vorbereitet war.

Dabei hätte ich weiß Gott darauf vorbereitet sein können. Kurz zuvor war ich nachts aufgewacht, um mir ein paar Sorgen zu machen. Das tat ich oft, und meistens hatte es mit Arbeit oder mit Geld zu tun. Das Übliche also. Von dem einen zu viel und nicht genug von dem anderen. Aber seit kurzem – wahrscheinlich schon länger als seit kurzem – machte ich mir stattdessen Sorgen um mich und Garv. Würde es zwischen uns je besser werden? War es schon besser, und ich hatte es nicht gemerkt?

Meistens kam ich zu keinem Schluss und schlief, keineswegs beruhigt, wieder ein. Doch in diesem Fall war es mir plötzlich und unfreiwillig möglich, die Dinge wie mit Röntgenaugen zu durchschauen. Ich konnte durch die Polsterung der alltäglichen Routine, der Privatsprache und der gemeinsamen Vergangenheit sehen, bis hinein in das Herz von dem, was Garv und mich verband, hinein in alles, was in letzter Zeit passiert war. Der ganze Rest war wie weggefegt, und ich hatte nur den einen schrecklichen, allzu klaren Gedanken: *Wir haben enorme Probleme.*

Das jagte mir einen kalten Schauer durch den Leib. Alle Härchen auf meiner Haut richteten sich auf, und zwischen meinen Rippen spürte ich ein Frösteln. Entsetzt versuchte ich, mich mit ein paar Sorgen über den Berg Arbeit, der vor mir lag, aufzuheitern, aber es gelang mir nicht. Also dachte ich an meine Eltern und daran, dass sie älter wurden und ich eines Tages diejenige sein würde, die sich um sie kümmern müsste, und bemühte mich, mir damit Angst zu machen.

Nach einer Weile schlief ich wieder ein, kratzte mir den rechten Arm wund, knirschte ausgiebig mit den Zähnen und

wachte mit dem vertrauten Gefühl von Zahnstaub im Mund auf – und machte so weiter wie immer.

Meine Erkenntnis – *Wir haben enorme Probleme* – sollte mir genau in dem Moment wieder in den Sinn kommen, als sich herausstellte, wie Recht ich damit hatte.

An dem fraglichen Abend wollten wir mit Elaine und Liam, Freunden von Garv, essen gehen. Und wer weiß, wenn Liams neues Flachbildschirm-Fernsehgerät nicht von der Wand auf seinen Fuß gefallen wäre, was zur Folge hatte, dass er sich den großen Zeh brach, und wenn wir tatsächlich ausgegangen wären, statt zu Hause zu bleiben, vielleicht wären Garv und ich dann heute noch zusammen.

Die Ironie des Schicksals wollte es, dass ich regelrecht darum betete, Elaine und Liam möchten absagen. Die Chancen standen gut – die letzten drei Male, als wir verabredet waren, war das Treffen geplatzt. Das erste Mal hatten Garv und ich abge sagt, weil unser neuer Küchentisch geliefert werden sollte. (Nein, er kam natürlich nicht.) Das nächste Mal musste Elaine, die eine wichtige Stellung bei der Rentenversicherung bekleidet, nach Sligo fahren und eine Menge Leute arbeitslos machen. (»Gut, dass der neue Jaguar gerade angekommen ist!«) Beim letzten Mal war mir eine fadenscheinige Entschuldigung eingefallen, mit der Garv sofort einverstanden war. Diesmal waren die beiden wieder an der Reihe.

Ich kann nicht sagen, dass ich sie nicht mochte. Oder doch – ich mochte sie nicht. Wie schon erwähnt, sie hat eine wichtige Stellung bei der Rentenversicherung, und er ist Börsenmakler. Sie sehen gut aus, verdienen *haufenweise* Geld und sind zu Kellnern unfreundlich. Sie gehören zu den Leuten, die dauernd neue Autos kriegen und in Urlaub fahren.

Die meisten von Garvs Freunden waren richtig nett, aber Liam war eine krasse Ausnahme. Das Problem lag darin, dass Garv einer von denen ist, die in allen Menschen das Gute sehen – also, in den meisten. Theoretisch ist das eine tolle Eigenschaft, und ich habe nichts dagegen, wenn er das Gute in den Menschen sieht, die ich auch mag, aber es war ein bisschen irritierend, dass er auch bei denen darauf bestand, die ich nicht mochte. Er und Liam waren seit der Hauptschule befreundet,

damals war Liam viel netter als heute, und obwohl Garv sich meinetwegen riesige Mühe gab, konnte er doch den Rest Zuneigung, die er für Liam empfand, nicht abschütteln.

Doch selbst Garv stimmte mir zu, dass Elaine furchterregend war. Sieredetesoschnell. FeuerteFragenwiemitdemMaschinengewehr. Wiegeht'sdenso? Wirstdubaldbefördert? WanngihtihrandieBörse? Ihr dynamischer Glanz machte aus mir ein stammelndes Häufchen der Unfähigkeit, und wenn ich endlich eine Antwort zusammengestoppelt hatte, war ihr Interesse erloschen und ihre Aufmerksamkeit woanders.

Doch selbst wenn ich Liam und Elaine gemocht hätte, wäre ich an dem Abend nicht gern mit ihnen ausgegangen – Glück und Zufriedenheit auszustrahlen ist viel schwieriger, wenn Leute um einen herum sind. Und zu Hause lagen noch etliche braune Umschläge, die bedrohlich wirkten und um die ich mich kümmern musste. (Außerdem gab es im Fernsehen zwei Seifenopern, die um meine Gunst buhlten, und eine Couch, die mir zu Diensten sein wollte.) Die Zeit war zu kostbar, als dass ich sie damit verschwenden konnte, einen ganzen Abend auszugehen.

Dazu kam, dass ich unglaublich müde war. Meine Arbeit war sehr anstrengend – so wie die anderer Menschen auch. Eigentlich deutet schon die Bezeichnung »Arbeit« darauf hin. Schließlich sagt man nicht: »Entspannung auf einem Liegestuhl« oder »Anwendung von Tiefenmassage«. Ich »arbeitete« in einem Anwaltsbüro, das geschäftlich viel mit den Staaten zu tun hatte, insbesondere mit der Unterhaltungsindustrie. (Nachdem wir geheiratet hatten, wurde Garv aufgrund seiner enormen Talente von seiner Firma für fünf Jahre in die Dependance nach Chicago geschickt. Ich habe in der Zeit in einer der großen Anwaltskanzleien gearbeitet. Als wir vor drei Jahren wieder nach Irland kamen, gab ich an, mich mit den Gesetzen der amerikanischen Unterhaltungsindustrie auszukennen. Das Problem war nur, dass ich zwar Abendkurse besucht und mich weiter qualifiziert hatte, aber trotzdem keine voll ausgebildete Juristin war. Das hatte zur Folge, dass auf meinem Schreibtisch tonnenweise Arbeit und jede Menge Beschwerden landeten, ich aber nur einen Bruchteil der Kohle kriegte.

Eigentlich war ich eher so etwas wie eine Dolmetscherin; eine Klausel konnte in Irland etwas anderes als in den Staaten bedeuten, und ich übertrug US-Verträge auf die irische Gesetzeslage und setzte Verträge auf, die – so hoffte ich – in beiden Rechtsprechungssystemen Bestand hatten.)

Ich lebte in unbestimmter, aber ständiger Angst. Manchmal träumte ich, dass ich eine wesentliche Klausel ausgelassen hatte und meine Firma Schadensersatz in Höhe von vier Trillionen Dollar bezahlen musste, die mir in Raten von sieben Pfund fünfzig pro Woche vom Gehalt abgezogen wurden, und ich musste bis in alle Ewigkeit dort arbeiten, um die Summe zurückzuzahlen. Manchmal kam es in solchen Träumen auch vor, dass mir sämtliche Zähne ausfielen. Und manchmal saß ich im Traum im Büro, stellte fest, dass ich nackt war, und musste aufstehen, weil ich etwas zu kopieren hatte.

Jedenfalls hatte ich an dem Tag, als alles den Bach runterging, sehr viel zu tun. So viel, dass ich sogar auf meinen Fitness-Plan verzichtet hatte. Mir war nämlich vor einiger Zeit aufgefallen, dass das Fingernägelknabbern die einzige sportliche Betätigung war, die ich ausübte, und deswegen hatte ich einen schlaun Plan ausgeheckt: Statt Sandra, meine Assistentin, zu rufen, damit sie sich meine Diktafonbänder bei mir abholte, ging ich die zwanzig Meter zu ihrem Büro und händigte sie ihr persönlich aus. Doch an jenem Tag hatte ich keine Zeit für solche Spielereien. Ein Abschluss mit einer Filmproduktionsfirma war im Begriff zu platzen, weil der Schauspieler, der sich zu dem Projekt verpflichtet hatte, auszusteigen drohte, wenn der Vertrag nicht binnen einer Woche unterzeichnet würde.

(Fast könnte man den Eindruck gewinnen, dass meine Arbeit glanzumwoben war, aber ich kann aufrichtig sagen: Sie war so glanzumwoben wie eine Frostbeule. Selbst die gelegentlichen Geschäftsessen in teuren Restaurants waren nicht besonders aufregend. Man konnte sich nie richtig entspannen, immer stellte jemand gerade dann eine Frage, die eine lange, detaillierte Antwort erforderte, wenn ich einen Bissen in den Mund gesteckt hatte.)

Der Drehbuchschreiber – mein Mandant – wollte den Ver-

trag unbedingt unter Dach und Fach bringen, damit er sein Honorar kassieren und seiner Familie zu essen geben konnte. (Und damit sein Vater endlich Grund hatte, stolz auf ihn zu sein. Aber ich schweife ab.) Die amerikanischen Anwälte waren um drei Uhr morgens ihrer Zeit zur Stelle, um den Vertrag abzuschließen, und den ganzen Tag gingen E-Mails und Telefongespräche hin und her. Am späten Nachmittag kriegte das letzte »i« seinen Punkt und das letzte »t« seinen Querbalken, und obwohl ich am Rande des Zusammenbruchs stand, war ich doch erleichtert und glücklich.

Dann fiel mir wieder ein, dass wir geplant hatten, mit Liam und Elaine auszugehen, und eine Wolke schob sich vor die Sonne. So schlimm war es auch wieder nicht, tröstete ich mich, wenigstens würde es ein gutes Essen geben, denn die beiden gingen gern in schicke Restaurants. Aber andererseits konnte ich einfach nicht mehr! Wenn doch bloß *wir* damit dran wären abzusagen!

Und gerade als ich die Hoffnung schon ganz aufgegeben hatte, kam der Anruf.

»Liam hat sich den Zeh gebrochen«, sagte Garv. »Ihm ist sein neuer Flachbildschirm-Fernsehapparat draufgefallen.« (Liam und Elaine besaßen jedes in der Männerwelt existierende elektronische Gerät – und ich meine Männerwelt, nicht Frauenwelt. Ich war schon glücklich, wenn ich eine Lockenschere und ein Mobiltelefon hatte. Aber Garv brauchte, weil er ein Mann ist, jedes Digital-Ding und jedes Bang & Olufsen-Gerät, das auf den Markt kam.) »Sie haben also abgesagt.«

»Fantastisch!«, rief ich. Dann besann ich mich; es waren seine Freunde. »Ich meine, nicht fantastisch für ihn und seinen Zeh, aber mein Tag im Büro war höllisch und ...«

»Lass mal«, sagte Garv. »Ich hatte auch keine Lust. Ich war schon drauf und dran anzurufen und zu erzählen, unser Haus sei abgebrannt oder irgend so was.«

»Raffiniert. Na, wir sehen uns später.«

»Was ist mit Essen? Soll ich uns was besorgen?«

»Nein, du hast gestern was geholt. Heute mach ich das.«

Ich fing mit meiner abendlichen Ausschalt-Orgie an, als jemand sagte: »Gehen Sie nach Hause, Maggie?« Es war Fran-

ces, meine Chefin, und das »schon« war zwar stumm, aber ich hatte es trotzdem gehört.

»Richtig.« Bloß keine Missverständnisse aufkommen lassen. »Ich gehe nach Hause.« Höflich, aber bestimmt. Bemüht, mir trotz meiner Stimme, die sofort zu zittern anfängt, wenn ich nervös bin, keine Angst anmerken zu lassen.

»Der Vertrag für die Sitzung morgen früh ist fertig?«

»Ja«, sagte ich. Er war es mitnichten. Sie meinte einen anderen Vertrag, einen, mit dem ich nicht einmal angefangen hatte. Es hatte keinen Zweck, Frances vorzujammern, wie schwer ich den ganzen Tag geschuftet hatte, um eine große Sache unterschriftsreif zu bekommen. Sie war von exzessivem Ehrgeiz getrieben und auf dem besten Wege, als Partnerin in die Firma einzusteigen; für sie war harte Arbeit eine Performance-Kunst. Sie verließ nur selten das Büro, und wir Kollegen nahmen an, dass sie unter ihrem Schreibtisch schlief und sich wie eine Frau von der Straße auf der Bürotoilette wusch.

»Kann ich mal schnell gucken?«

»Er ist noch nicht in einer präsentablen Form«, sagte ich verlegen. »Ich würde ihn gern ganz fertig haben, bevor ich ihn Ihnen zeige.«

Sie sah mich eindringlich und viel zu lange an. »Sorgen Sie dafür, dass er morgen um halb zehn auf meinem Schreibtisch liegt.«

»In Ordnung!« Aber das gute Gefühl, das in mir aufgenommen war, weil unsere Abendverabredung geplatzt war, hatte sich verflüchtigt. Als Frances mit klappernden Absätzen zurück in ihr Büro ging, sah ich auf den Computer, den ich gerade abgeschaltet hatte. Sollte ich bleiben und noch zwei Stunden an dem Vertrag arbeiten? Aber ich konnte nicht mehr. Ich war am Ende meiner Kräfte. All meine Begeisterung, all mein Arbeitseifer – sie waren aufgebraucht. Nein, ich würde stattdessen ganz früh ins Büro kommen und es dann machen.

Ich hatte den ganzen Tag kaum etwas gegessen. Mittags hatte ich, statt die Arbeit zu unterbrechen, meine Schreibtischschublade nach einem Mars durchwühlt, das ich ein paar Tage



zuvor, wie ich mich erinnerte, nur zur Hälfte gegessen hatte. Ich war erfreut, als ich es fand, und reinigte es grob von Staubflusen und Büroklammern, und es schmeckte wirklich köstlich.

Als ich nach Hause fuhr, hatte ich also Hunger, aber ich wusste, dass im Haus nichts Essbares sein würde. Essen war für Garv und mich ein riesiges Problem. Wie die meisten anderen Menschen, die wir kannten, ernährten wir uns von Mikrowellen-Mahlzeiten oder Take-aways, und ab und zu gingen wir zum Essen aus. Zwischendurch, wenn wir mit den sich anstauenden normalen Sorgen aufgeräumt hatten, wandten wir uns einen Moment dem Problem zu, dass wir nicht genügend Vitamine zu uns nahmen – wenigstens war das so, bevor es zwischen uns so komisch wurde. Wir nahmen uns dann fest vor, besser und gesünder zu leben, und kauften ein Glas mit Multivitamin-Tabletten, die wir ein, zwei Tage lang nahmen und dann prompt vergaßen. Oder aber wir machten einen Rieseneinkauf im Supermarkt, und wenn wir Massen von Brokkoli und verdächtig orange leuchtenden Mohrrüben nach Hause trugen, und dazu so viele Äpfel, dass man eine achtköpfige Familie eine Woche lang mühelos davon ernähren konnte, kugelten wir uns beinah die von Skorbut verkümmerten Arme aus. »Reich ist, wer gesund ist«, stellten wir voller Selbstzufriedenheit fest, denn uns schien es, dass der Einkauf von frischem Obst und Gemüse schon die gewünschte Wirkung haben würde. Erst als uns klar wurde, dass die Sachen auch verzehrt werden müssten, wurde es schwierig.

Jedesmal verschworen sich die Ereignisse gegen unsere Kochpläne: Wir hatten länger im Büro zu tun, oder wir waren zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Und die Woche darauf stand uns tagtäglich vor Augen, dass wir all das frische Obst und Gemüse immer noch nicht gegessen hatten.

Wir ertrugen es kaum, in die Küche zu gehen. Der Anblick von Blumenkohlköpfen und Weintrauben verfolgte uns, so dass wir nie wirklich zur Ruhe kamen. Nach und nach, während die Tage verstrichen und die Sachen verderben, warfen wir sie verstohlen weg, ohne uns gegenseitig einzugestehen, was wir

taten. Und erst als die letzte Kiwi in den Mülleimer gekullert war, lichtete sich der schwarze Schatten und wir konnten uns wieder entspannen.

Pizza aus dem Tiefkühlfach ist mir tausend Mal lieber und längst nicht so viel Stress.

Und genau das, eine Tiefkühlpizza, kaufte ich für unser Abendessen. Ich stürzte in den nächsten Supermarkt und warf zwei Pizzas und eine Packung Frühstücksflocken in den Einkaufskorb.

Und dann trat das Schicksal auf den Plan.

Ich kann wochenlang ohne Schokolade auskommen. Also gut, tagelang. Aber wenn ich erst mal ein kleines Stück gegessen habe, will ich mehr, und das halbe staubige Mars zur Mittagszeit hatte das hungrige Tier in mir von der Kette gelassen. Und als ich im Kühlfach die Schachteln mit Trüffelpralinen sah, beschloss ich nach dem Motto: »Warum auch nicht?«, dem inneren Drängen nachzugeben und eine zu kaufen.

Wer weiß, was passiert wäre, wenn ich es nicht getan hätte. Konnte etwas so Unverfängliches wie eine Schachtel Pralinen wirklich mein ganzes Leben aus dem Gleis bringen?

Garv war schon zu Hause, und wir begrüßten uns ein wenig befangen. Wir hatten nicht damit gerechnet, den Abend zu zweit zu verbringen, sondern uns darauf verlassen, dass mit Liam und Elaine die komische Atmosphäre zwischen uns gemildert würde.

»Du hast gerade Donna verpasst«, sagte er. »Sie ruft dich morgen im Büro an.«

»Was gibt's Neues?« Donnas Liebesleben ist ein einziges Chaos mit hohen Idealen, und da ich eine ihrer besten Freundinnen bin, empfinde ich es als meine Pflicht, ihr gute Ratschläge zu geben. Aber oft fragte sie auch Garv, um, wie sie sagte, »eine Einschätzung aus männlicher Sicht« zu hören, und seine Ratschläge waren so gut, dass sie ihn Doctor Love nannte.

»Robbie möchte, dass sie aufhört, sich die Achselhöhlen zu rasieren. Er findet das sexy, aber sie hat Angst, dass sie dann wie ein Affe aussieht.«

»Und was hast du ihr geraten?«

»Dass es völlig in Ordnung ist, wenn Frauen Haare –«

»Richtig, Schwester!«

– aber wenn es ihr wirklich unangenehm ist, dann soll sie ihm sagen, sie würde aufhören, sich die Achselhöhlen zu rasieren, wenn er anfangen würde, Frauenslips zu tragen. Was dem einen recht ist, ist dem anderen ... und so.«

»Du bist ein Genie, wirklich.«

»Danke.«

Garv nahm die Krawatte ab und warf sie über eine Stuhllehne, dann fuhr er sich mit den Fingern durch die Haare und schüttelte alle Spuren seiner Berufsidentität ab. Fürs Büro trug er sein Haar ordentlich aus dem Gesicht gekämmt, und der Nacken war sauber ausrasiert, aber in seiner Freizeit ließ er das Haar in die Stirn fallen.

Es gibt Männer, die sehen so gut aus, dass es wie ein Schlag mit dem Hammer auf den Kopf ist, wenn man ihnen zum ersten Mal begegnet. Zu der Sorte gehört Garv nicht; er gehört mehr zu der Sorte, die man zwanzig Jahre lang, tagein, tagaus, sehen kann, und dann wacht man eines Morgens auf und denkt: »Mein Gott, der ist richtig nett, warum ist er mir nicht früher aufgefallen.«

Sein offenkundigster Pluspunkt war seine Größe. Allerdings war ich auch groß, weswegen ich nie prahlen konnte: »Er ist ein Haus von einem Mann!« Dennoch, wenn ich mit ihm zusammen war, konnte ich hochhackige Schuhe tragen, was mir gefiel – meine Schwester Claire hingegen war mit einem Mann verheiratet gewesen, der genauso groß war wie sie, so dass sie flache Schuhe tragen musste, damit er sich neben ihr nicht unzulänglich fühlte. Dabei hat sie eine richtige Schwäche für Schuhe.

Aber dann hatte er eine Affäre und hat sie verlassen, so dass man sagen könnte, am Schluss hat sich alles zum Guten gewendet.

»Wie war's im Büro?«, fragte Garv.

»Größtenteils schrecklich. Und bei dir?«

»Fast den ganzen Tag furchtbar. Aber für zehn Minuten, zwischen Viertel nach vier und fünf vor halb fünf, war es ganz

angenehm, da habe ich mich auf die Feuerleiter gestellt und so getan, als würde ich noch rauchen.«

Garv arbeitet als Versicherungsstatistiker, was für viele Leute ein billiger Grund ist, ihn als Langweiler zu betrachten – und wenn man ihn kennen lernt, könnte man sein stilles Wesen mit einem langweiligen verwechseln. Doch meiner Meinung nach ist es ein Irrtum, einen zahlentechnisch begabten Menschen automatisch für langweilig zu halten; der langweiligste Mensch, dem ich je begegnet bin, war der widerwärtige Schriftsteller-Geliebte namens John, den Donna vor einiger Zeit hatte. Einmal sind wir zum Essen ausgegangen, und er hat uns TÖDLICH gelangweilt, mit langen Monologen über andere Schriftsteller, und dass sie überbezahlte und berechnende Ekel seien; dann fragte er mich über irgendwas aus und bohrte mit der Hartnäckigkeit eines Gynäkologen in mir herum. »Wie hast du dich gefühlt? Warst du traurig? Kannst du das nicht genauer beschreiben? Dein Herz drohte zu brechen? Jetzt kommen wir der Sache schon näher.« Dann ist er aufs Klo gerannt, und ich war mir völlig sicher, dass er alles in sein Notizbuch schrieb, um es in seinem Roman zu benutzen.

»Du darfst nicht auf Liams Flachbildschirm-Fernsehgerät neidisch sein«, sagte ich zu Garv und tat mit einer gewissen Erleichterung so, als hätte seine gedrückte Stimmung damit zu tun, dass sein Freund mehr besaß als er selbst. »Es hat ihn schließlich angegriffen, oder? Vielleicht muss es eingeschläfert werden.«

»Ach.« Garv zuckte mit den Schultern, ein klares Zeichen, dass es ihm etwas ausmachte. »Mir macht das nichts aus.« (Es ist auffallend, dass er zwar nichts dagegen hat, mit Donna über ihre Probleme zu sprechen, aber große Zurückhaltung zeigt, wenn es um seine eigenen Gefühle geht, selbst solche für einen Fernseher.)

»Aber weißt du, was er gekostet hat?«, platzte es aus ihm heraus.

Natürlich wusste ich das. Jedesmal, wenn Garv und ich zum Einkaufen in die Stadt fahren, mussten wir bei Brown Thomas in die Elektronik-Abteilung gehen und vor nämlichem Flachbildschirm-Fernsehgerät stehen bleiben und es in seiner

ganzen Zwölftausend-Pfund-Pracht bewundern. Obwohl Garv gut verdiente, hatte sein Gehalt, im Gegensatz zu Liams, nicht so viele Stellen wie eine Telefonnummer. Und wenn man die Hypothek für unser Haus, die Kosten für zwei Autos, Garvs Sucht nach CDs und meine nach Gesichtscremes und Handtaschen zusammenrechnet, blieb einfach nicht das Geld für einen Flachbild-Fernseher übrig.

»Mach dir nichts draus. Wahrscheinlich ist er kaputtgegangen, als er von der Wand fiel. Und irgendwann wirst du dir auch einen leisten können.«

»Meinst du?«

»Na klar. Sobald wir das Haus fertig eingerichtet haben.«

Das schien ihn aufzuheitern. Mit frischer Energie half er, die Einkäufe auszupacken. Und da passierte es. Er nahm die Schachtel mit den Schokotrüffeln heraus und rief: »He, guck mal!« Seine Augen blitzten. »Hier sind wieder diese Pralinen. Ob sie uns verfolgen?«

Ich sah ihn an, sah die Schachtel an und wieder ihn. Ich hatte keinen Schimmer, wovon er sprach.

»Du weißt schon«, sagte er etwas anzüglich. »Die hatten wir doch, als –«

Er brach ab, und ich starrte ihn mit neugierig gerunzelter Stirn an. Er starrte zurück, und ganz plötzlich passierten mehrere Dinge auf einmal. Das spielerische Funkeln in seinen Augen erlosch und wich einem Ausdruck von Angst. Oder Entsetzen, könnte man sagen. Und bevor sich meine Gedanken geordnet hatten, wusste ich Bescheid. Er sprach von einer anderen, von einem intimen Moment mit einer Frau, die nicht ich war. Von einem Moment, der vor kurzem gewesen war.

Ich hatte das Gefühl, zu fallen, immer weiter, immer tiefer. Ich befahl mir, damit aufzuhören. Und dann wurde mir etwas anderes klar: Ich konnte das nicht. Ich konnte nicht mit ansehen, wie das Zusammenbrechen meiner Ehe andere Menschen ergriff und sie auch in den Abgrund schleuderte.

In plötzlichem Schweigen erstarrt, fixierten wir uns, und ich spürte den flehentlichen Wunsch, er möge etwas sagen, er möge es erklären, damit es aufhört. Aber er war vor Entsetzen gelähmt – es war das gleiche Entsetzen, das ich spürte.

»Ich –«, brachte er heraus, dann verstummte er.

Plötzlich bohrte sich mir ein scharfer Schmerz in einen Backenzahn, und ich verließ wie im Traum das Zimmer.

Garv kam mir nicht nach, er blieb in der Küche. Ich hörte keine Geräusche und nahm daher an, dass er immer noch da stand, wo er gestanden hatte, als ich rausging. Das allein erschien mir wie ein Eingeständnis von Schuld. Ich bewegte mich weiter in meinem wachen Albtraum, nahm die Fernbedienung in die Hand und schaltete den Fernseher ein. Ich wartete darauf aufzuwachen.

Den restlichen Abend über sprachen wir nicht miteinander. Vielleicht hätte ich schreien und nach Einzelheiten fragen sollen: Wer ist sie? Wie lange geht es schon? Aber auch in guten Zeiten war das nicht meine Art, und nach allem, was wir in letzter Zeit durchgemacht hatten, war meine Kraft für einen Streit verbraucht.

Wenn ich nur mehr wie meine Schwestern wäre, die konnten ihren Schmerz wunderbar ausdrücken – wenn es darum ging, Türen zu knallen, mitten im Gespräch den Hörer hinzuwerfen, Dinge an Wände zu schmeißen und rumzubrüllen, waren sie Weltmeister. Die ganze Welt erfuhr von ihrem Zorn, ihrer Enttäuschung, den Betrügereien des Mannes, der Mousse au chocolat, die jemand aufgegessen hatte. Aber ich bin nicht mit diesem Diva-Gehabe ausgestattet, so dass ich, als das Unglück über mich hereinbrach, dazu schwieg und es im Kopf drehte und wendete in dem Versuch, es zu verstehen. Mein Unglück war wie ein nach innen wachsendes Haar, das sich immer tiefer eingrub. Aber was reingeht, muss auch rauskommen, und mein Schmerz äußerte sich unweigerlich als schuppiges, offenes, nässendes Ekzem am rechten Arm. Es war ein untrügerisches Barometer für meinen emotionalen Zustand, und in jener Nacht juckte und zwickte es so heftig, dass ich es blutig kratzte.

Ich ging vor Garv ins Bett und schlief zu meiner Überraschung sogar ein – vielleicht wegen des Schocks? Dann wach-

te ich zu einer unbestimmten Stunde auf und starrte in das alles verhüllende Dunkel. Wahrscheinlich war es vier Uhr morgens. Vier Uhr morgens war die dunkelste Zeit, dann sind wir an unserem absoluten Tiefpunkt. Um vier Uhr morgens sterben Kranke. Um vier Uhr morgens bricht der Widerstand der Gefolterten.

Ich hatte einen körnigen Geschmack im Mund, und mein Kiefer tat weh: Offenbar hatte ich wieder mit den Zähnen geknirscht. Kein Wunder, dass mein Backenzahn sich schmerzhaft meldete – ein letzter verzweifelter Versuch, Hilfe zu bekommen, bevor ich ihn vollends zu Pulver zermahlte.

Dann, unter innerlichem Winden, stellte ich mich der widerlichen Enthüllung: Garv und die Schokotrüffel-Frau – hatte er wirklich eine Affäre mit ihr?

Es war sehr schmerzhaft, aber ich musste mir eingestehen, dass es wahrscheinlich so war: Die Zeichen deuteten darauf hin. Würde ich die Sache von außen betrachten, käme ich auf jeden Fall zu dem Schluss, dass er eine Affäre hatte, aber es ist schließlich etwas anderes, wenn es das eigene Leben ist, das so auf dem Prüfstein steht, oder? Meine Angst davor, dass so etwas passieren könnte, war so groß gewesen, dass ich mich schon halbwegs darauf eingestellt hatte. Doch jetzt, da der Fall offenbar eingetreten war, konnte ich gar nicht damit umgehen.

Seine Augen hatten so geleuchtet, als er »ihre« Pralinen bemerkte ... Schrecklich, Zeuge davon zu werden. Ganz bestimmt hatte er etwas mit ihr. Aber ich konnte es nicht fassen und weigerte mich, es zu glauben. Ich meine, wenn er etwas mit einer Frau hatte, hätte ich es dann nicht bemerkt?

Das Beste wäre, ihn zu fragen und den Spekulationen ein Ende zu machen, aber er würde sicherlich das Blaue vom Himmel runterlügen. Schlimmer noch, er könnte mir die Wahrheit sagen. Aus dem Nichts fiel mir eine Zeile aus einem schlechten Film ein: »Die Wahrheit? (Gesprochen mit gekräuselten Lippen.) Du könntest die Wahrheit nicht ERTRAGEN.«

Die Gedanken kamen ungebeten. Könnte es eine Frau aus seiner Firma sein? Hatte ich sie vielleicht bei der Weihnachtsfeier gesehen? Ich ging in meiner Erinnerung jenen



Abend durch und versuchte, einen bedeutungsvollen Blick oder eine verräterische Bemerkung zu entdecken, aber ich erinnerte mich nur daran, dass er mit Jessica Benson, einer Kollegin, die Hora getanzt hatte. Könnte sie es sein? Aber sie war so nett zu mir gewesen. Doch wer weiß, vielleicht wäre ich auch nett zu der Ehefrau eines Mannes, mit dem ich eine Affäre hatte ...

Außer den Frauen, mit denen Garv arbeitete, waren da noch die Ehefrauen und Freundinnen seiner Freunde – und natürlich meine Freundinnen. Ich schämte mich, dass mir dieser Gedanke gekommen war, aber ich konnte nicht anders; plötzlich traute ich niemandem mehr und verdächtigte alle.

Was war mit Donna? Sie und Garv amüsierten sich immer prächtig, außerdem nannte sie ihn Doctor Love. Mir wurde ganz kalt, als mir einfiel, dass ich mal gelesen hatte, Kosennamen seien ein sicheres Zeichen für ein Liebesgeplänkel zwischen zwei Menschen.

Doch mit einem leisen Seufzer ließ ich den Verdacht gegen Donna fallen: Sie war eine meiner besten Freundinnen, und ich konnte mir wirklich nicht vorstellen, dass sie mir das antun würde. Außerdem war sie aus Gründen, die nur sie selbst verstand, verrückt nach Robbie, diesem Chaoten. Es sei denn, er diene nur dazu, mich auf eine komplizierte falsche Fährte zu führen.

Aber es gab noch etwas, das mich mehr als alles andere davon überzeugte, dass Garv keine Affäre mit Donna hatte, nämlich, dass sie ihm von ihren Hühneraugen erzählt hatte. Sie hatte sogar Stiefel und Socke ausgezogen und ihm den Fuß entgegengestreckt, damit er selbst sehen konnte, wie eklig sie waren, und wenn man eine leidenschaftliche Affäre mit jemandem hat, dann macht man so etwas nicht. Dann hat man mit Mystik und unpraktischen Büstenhaltern zu tun und muss sich rund um die Uhr um die Enthaarung der Beine kümmern – oder zumindest habe ich mir das erzählen lassen.

Und was ist mit meiner Freundin Sinead? Garv war immer so freundlich zu ihr. Aber es war erst drei Monate her, dass ihr Freund Dave sie vor die Tür gesetzt hatte. Da war sie doch

sicher immer noch zu aufgewühlt, um eine Affäre mit dem Mann ihrer Freundin anzufangen – und zu aufgewühlt, als dass ein normaler Mann sich darauf einlassen würde. Es sei denn, es war ihre Aufgewühltheit, die Garv anzog. Doch davon bekam er ja von mir genug. Warum sollte er nach angeschlagenem Porzellan suchen, wenn zu Hause alles in einem einzigen Scherbenhaufen lag?

Ich merkte, dass Garv neben mir wach war – das vorge-täuschte tiefe Atmen hatte ihn verraten. Wir konnten also reden. Nur dass wir es nicht konnten, wir hatten es seit Monaten versucht.

Ich hatte das Einatmen, das vor dem Sprechen kommt, nicht gehört, deswegen war ich überrascht, als die rabenschwarze Dunkelheit von Garvs Stimme durchbohrt wurde. Er sagte: »Es tut mir Leid.«

Es tut mir Leid. Das war das Schlimmste, was er hätte sagen können. Die Worte hingen in der Dunkelheit und gingen nicht weg. In meinem Kopf hörte ich sie als Echo. Und dann noch einmal. Es wurde mit jedem Mal schwächer, so dass ich mich fragte, ob ich es mir nur eingebildet hatte. Minuten vergingen. Ohne etwas zu erwidern, drehte ich ihm den Rücken zu und schlief überraschenderweise wieder ein.

Am nächsten Morgen wachten wir spät auf; unter meinen Fingernägeln klebte frisches Blut, weil ich mir den Arm wund gekratzt hatte. Mein Ekzem hatte sich wieder entzündet, und ich würde im Bett Handschuhe tragen müssen, wenn es so blieb. Würde es so bleiben? Wieder hatte ich das Gefühl, ich würde fallen.

Ich duschte ausgiebig und machte Kaffee, und als Garv »Maggie« sagte und mich in meinem rastlosen Bewegungsfluss unterbrechen wollte, wick ich ihm geschickt aus und sagte, ohne ihn anzusehen: »Ich komme zu spät.«

Ich ging. In meinem Bauch hatte ich das leere Vier-Uhr-morgens-Gefühl.

Obwohl ich Garv ausgewichen war, kam ich zu spät zur Arbeit, und der Vertrag lag nicht um halb zehn auf Frances' Schreibtisch. »Oh, Maggie«, seufzte sie mit einer Stimme, die

ausdrückte: Ich bin nicht böse, ich bin enttäuscht. Das zielte viel tiefer als ein Anraunzer und sollte bewirken, dass ich mich schlecht und beschämt fühlte. Ich hingegen war froh, dass sie mich nicht anschrie. Vermutlich nicht die Reaktion, mit der Frances gerechnet hatte.

Ich fühlte mich völlig verloren und zugleich unnatürlich ruhig – fast, als hätte ich auf die Katastrophe gewartet und verspürte jetzt eine merkwürdige Erleichterung, weil sie tatsächlich eingetreten war. Da ich nicht wusste, wie ich mich verhalten sollte, beschloss ich, nur zu reagieren und mich in die Arbeit zu stürzen. War es nicht seltsam, dass ich nach einem solchen Schock noch normal funktionieren konnte? Dann fiel mir auf, dass mir der Doppelklick mit der Maus dauernd misslang, weil meine Hand so sehr zitterte.

Mehrere Sekunden lang schaffte ich es, mich in eine Vertragsklausel zu vertiefen, aber die ganze Zeit war mir dumpf bewusst, dass etwas wie aus den Angeln gehoben war. Im Laufe der Jahre hatten Garv und ich wie jedes Paar immer mal wieder Streit gehabt, doch auch der heftigste hatte sich nicht so angefühlt wie das jetzt. Der schlimmste Streit hatte als lautstarke Meinungsverschiedenheit darüber angefangen, ob der Rock, den ich gekauft hatte, braun oder dunkellila war, und sich unversehens zu einem üblen Gezänk ausgewachsen, bei dem Anschuldigungen, dass der eine farbenblind und der andere überempfindlich sei, hin und her flogen.

(Garv: »Was ist so schlimm daran, dass er braun ist?«

Ich: »Alles! Er ist nicht braun, er ist dunkellila, und du bist farbenblind, du Idiot!«

Garv: »Hör zu, es ist doch nur ein Rock. Und ich habe nur gesagt, es überrascht mich, dass du einen braunen kaufst.«

Ich: »Aber ich habe keinen BRAUNEN gekauft. Er ist DUNKELLILA!«

Garv: »Du bist viel zu empfindlich.«

Ich: »Das bin ich NICHT. Ich würde NIE einen braunen Rock kaufen. Du hast ja keine Ahnung von mir.«)

Damals dachte ich, ich würde ihm nie verzeihen. Ich hatte mich geirrt. Doch diesmal war es anders, dessen war ich mir, so schrecklich es war, ganz sicher.

In der Mittagspause hatte ich einfach nicht die Kraft, mich der dringend zu erledigenden Sachen auf meinem Schreibtisch anzunehmen, und ging auf der Suche nach Trost in die Grafton Street. Trost in Form von Geldausgeben – so wie immer. Ohne rechte Begeisterung kaufte ich eine Duftkerze und eine ziemlich billige (relativ gesehen) nachgemachte Gucci-Handtasche. Doch beides konnte die Leere in mir nicht füllen. Dann ging ich in eine Apotheke, um Schmerztabletten für meinen Zahn zu kaufen, und wurde von einer Frau in weißem Kittel und mit orangefarbenem Gesicht angesprochen, die mir erklärte, wenn ich zwei Clarins-Produkte kaufte – davon einen Hautpflegeartikel –, würde ich ein Geschenk bekommen. Lustlos zuckte ich die Achseln. »Meinetwegen.«

Sie traute ihrem Glück kaum, und als sie mir das teuerste Produkt empfahl – ein winziges Fläschchen mit Serum –, zuckte ich wieder teilnahmslos die Achseln und sagte: »Von mir aus.«

Die Vorstellung, etwas geschenkt zu bekommen, gefiel mir; es war ein sehr tröstlicher Gedanke. Doch als ich wieder im Büro war und das Geschenk auspackte, war es weit weniger aufregend, als es auf dem Bild ausgesehen hatte: Lidschatten in einer komischen Farbe, eine winzige Mini-Miniaturtube mit Grundierungscreme, vier Tropfen Augenbalsam und ein fingerhutgroßes Fläschchen mit einem essigsauer riechenden Parfum.

Enttäuschung breitete sich in mir aus, und als sich meine Gefühlslage unerwartet ein bisschen normalisierte, bekam ich Gewissensbisse, die im Verlauf des Nachmittags immer größer und heftiger wurde. *Ich musste aufhören, so viel Geld auszugeben.* Also ging ich, sobald ich mit Anstand das Büro verlassen konnte, zurück in die Grafton Street, um die Handtasche umzutauschen – die Clarins-Sachen konnte ich nicht zurückgeben, weil ich mein Geschenk schon aufgemacht hatte –, aber statt des Geldes bekam ich nur einen Warengutschein. Und bevor ich wieder beim Auto war, fiel mein Blick in der Auslage eines Schuhgeschäfts auf ein Paar gelbgeblümete Sandalen, und als wäre ich nicht richtig bei Sinnen, stand ich schon im Laden, reichte meine Kreditkarte über die Ladentheke und

war noch einmal dreißig Pfund los. Man sollte mich nicht auf die Straße lassen.

An dem Abend ging ich zu einer Party mit Kollegen und tat das, was ich sonst bei solchen Partys nie machte – ich betrank mich. Ich war so betrunken, dass ich Stuart Keating, dem ich auf einem meiner häufigen Gänge zur Toilette begegnete, wüst zu beschimpfen begann. Stuart arbeitete in einer anderen Abteilung und war immer freundlich zu mir, und ich sehe noch die Überraschung auf seinem Gesicht, als ich auf ihn losging. Im nächsten Moment küssten wir uns, aber nur eine Sekunde lang, dann machte ich mich von ihm frei. *Was tat ich nur?*

»Entschuldigung«, rief ich und kehrte, über mich selbst entsetzt, in den Partyraum zurück, nahm mein Jackett und ging, ohne mich zu verabschieden. Von der anderen Seite des Raums beobachtete Frances mich mit undurchdringlichem Gesichtsausdruck.

Als ich nach Hause kam, saß Garv wie ein besorgter Vater kerzengerade da und wartete auf mich. Er versuchte, mich in ein Gespräch zu verwickeln, aber ich brabbelte betrunken, ich müsse jetzt schlafen, und taumelte ins Schlafzimmer; Garv kam hinter mir her. Ich zog mich aus, ließ meine Sachen zu Boden fallen und kroch ins Bett. »Hier, trink ein bisschen Wasser«, hörte ich Garv, der ein Glas mit einem Klirren auf dem Nachttisch absetzte. Ich ignorierte es und ihn, doch als ich gerade in das barmherzige Schlafreich des Vergessens tauchen wollte, fiel mir ein, dass ich meine Kontaktlinsen noch nicht rausgenommen hatte. Ich war zu müde oder zu betrunken, wie auch immer, um noch einmal aufzustehen und ins Bad zu gehen, also nahm ich sie raus und ließ sie in das Glas Wasser fallen, das praktischerweise dastand, und nahm mir vor, sie am Morgen gründlich mit Reinigungslösung zu spülen. Aber als ich am Morgen aufwachte, war meine Zunge ganz ausgetrocknet und klebte am Gaumen fest. Automatisch streckte ich die Hand nach dem Glas aus und trank es in einem Zug leer. Erst als der letzte Schluck durch meine Kehle rann, fielen sie mir wieder ein. Meine Kontaktlinsen. Ich

hatte meine Kontaktlinsen getrunken. Schon wieder. Das dritte Mal in sechs Wochen. Es waren Wegwerflinsen, aber trotzdem.

Und am Tag darauf hatte ich das Pech, meine Stelle zu verlieren.

Mir wurde nicht regelrecht gekündigt, aber mein Vertrag wurde nicht erneuert. Es war ein Sechs-Monats-Vertrag, und seit meiner Rückkehr aus Chicago war er schon fünf Mal erneuert worden, so dass ich gedacht hatte, eine weitere Erneuerung sei lediglich eine Formalität.

»Als Sie hier angefangen haben«, sagte Frances, »da waren wir sehr beeindruckt von Ihnen. Sie haben viel gearbeitet und waren sehr zuverlässig.«

Ich nickte. Sie hatte mich richtig beschrieben. An einem meiner guten Tage.

»Aber in den letzten sechs Monaten ungefähr hat die Qualität Ihrer Arbeit und Ihre Arbeitshaltung nachgelassen, Sie kommen oft zu spät und gehen früh wieder ...«

Ich war fast ein wenig überrascht von dem, was sie sagte. Natürlich hatte ich gewusst, dass in meinem Kopf eine ziemlich große Unordnung herrschte, aber ich hatte geglaubt, ich hätte nach außen hin eine ziemlich überzeugende Fassade von Normalität aufrechterhalten.

»... Sie sind oft abgelenkt, und Sie waren zehn Tage krankgeschrieben.«

Ich hätte aufspringen und Frances in einer flammenden Rede erklären können, warum ich abgelenkt war und was mit mir war, als ich krankgeschrieben war, aber ich blieb mit verschlossener Miene auf meinem Stuhl sitzen wie eine Statue. Es ging keinen etwas an außer mir. Doch paradoxerweise fand ich, sie hätte erkennen müssen, dass mein Leben in den letzten Monaten durcheinander geraten war, und Verständnis dafür aufbringen müssen. Dies war offenbar nicht mein rationalster Moment.

»Wir wollen Mitarbeiter, die sich engagieren –«

Ich wollte schon protestieren und einwerfen, dass ich mich sehr engagierte, als mir aufging, dass ich tatsächlich kein bisschen Engagement empfand.

»– und deshalb bedaure ich es sehr, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir Ihren Vertrag nicht erneuern können.«

Es war Jahre her, dass ich entlassen worden war. Das letzte Mal war ich siebzehn und sollte für eine Nachbarin auf ihre Kinder aufpassen. Nachdem die Kinder im Bett lagen, hatte ich meinen Freund ins Haus geschmuggelt – ein Haus ohne Erwachsene bot einen Reiz, dem ich einfach nicht widerstehen konnte. Aber der schreckliche Sohn – passenderweise hieß er Damian – hatte bemerkt, wie ich meinen Freund wieder hinausschmuggelte. Ich werde es nie vergessen: Damian stand oben am Treppengeländer, und seine Miene drückte reine Boshaftigkeit aus. Ich wurde nie wieder gebeten, auf die Kinder aufzupassen. (Um ehrlich zu sein, es war fast eine Erleichterung.)

Doch seitdem war ich nirgendwo entlassen worden. Ich konnte ziemlich gut arbeiten – nicht so gut, dass ich je Gefahr lief, als Arbeitskraft des Monats ausgezeichnet zu werden –, aber ich war ziemlich zuverlässig und produktiv.

»Ich werde entlassen?«, fragte ich schwach.

»Ja.«

»Wann?«

»Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt.«

Seltsamerweise war es die Tatsache, dass ich meine Stelle verloren hatte, die zu meiner Entscheidung führte, Garv zu verlassen. Warum das so kam, kann ich eigentlich gar nicht sagen. Denn schließlich ist es gar nicht so leicht, jemanden zu verlassen. Nicht im wirklichen Leben. Im Roman ist alles immer ganz eindeutig und klar: Wenn es keine Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft gibt, dann geht man natürlich. Ganz einfach. Oder wenn er eine Affäre hat, dann wärst du doch dumm zu bleiben, oder?

Aber es ist erstaunlich, welche Dinge zusammenkommen und bewirken, dass man zusammenbleibt. Man denkt vielleicht: Nun gut, anscheinend machen wir uns gegenseitig nicht mehr glücklich, aber ich verstehe mich so gut mit seiner Schwester, und meine Freunde mögen ihn so sehr, und unsere Leben sind so miteinander verwoben, dass es zu schwierig wäre, sie auseinander zu reißen. Und das ist unser Haus, und

siehst du die Lupinen dahinten im Garten? Die habe ich gepflanzt. (Also, ich habe sie nicht im eigentlichen Sinne gepflanzt; das hat Michael, der komische alte Mann, gemacht, den wir dafür angeheuert haben, aber es war meine Idee.)

Jemanden zu verlassen ist eine große Anstrengung. Ich verließ nicht nur einen einzelnen Menschen, sondern ich verabschiedete mich von einem ganzen Leben.

Aber der Schock darüber, dass ich meine Stelle verlor, ließ in mir die Überzeugung aufkommen, dass mein ganzes Leben auseinander gebrochen war. Wenn erst mal die Tür zu einer Katastrophe aufgestoßen war, schienen die Möglichkeiten für neue Katastrophen endlos, und ich hatte das Gefühl, ich konnte nichts anderes tun, als mich fügen, während mein Leben um mich herum in Stücke zerbarst. Du hast deine Arbeit verloren? Warum setzt du nicht alles auf eine Karte und gibst auch deine Ehe auf? In den letzten Monaten hatte unsere ohnehin so viele Rückschläge hinnehmen müssen, dass sie eigentlich nur noch auf dem Papier bestand.

Als Garv nach Hause kam, stand ich im Schlafzimmer bis zu den Hüften in meinen Sachen und versuchte, einen Koffer zu packen. Die meisten Menschen (wenn sie so sind wie ich) häufen zu viele Dinge an.

Er stand da und sah mich an, und es kam mir vor, als träumte ich das Ganze.

Er schien überrascht. Vielleicht aber auch nicht. »Was machst du da?«

Das war mein Stichwort für die dramatischen Schlusszeilen, die im Roman immer vorkamen: Ich verlasse dich! Es ist vorbei!

Stattdessen ließ ich den Kopf hängen und murmelte: »Ich glaube, ich sollte ausziehen. Wir haben alles versucht und ...«

»In Ordnung«, sagte er und schluckte. »In Ordnung.« Dann nickte er, und das war das Schlimmste. Es lag so viel Resignation darin. Er stimmte mir offenbar zu.

»Ich bin entlassen worden.«

»Himmel. Was ist passiert?«

»Ich war zu oft abgelenkt und habe mich krankschreiben lassen.«



»Schweinebande.«

»Na ja, so ist das.« Ich seufzte. »Das Problem ist nur, vielleicht kann ich diesen Monat meinen Anteil für das Haus nicht bezahlen – ich gebe dir das Geld aus meinem Hübsche-Kleinigkeiten-Konto.«

»Mach dir keine Gedanken. Ich übernehme das.«

Dann schwiegen wir, und es wurde mir klar, dass er außer dem Darlehen nichts anderes übernehmen würde.

Vielleicht hätte ich wütend auf ihn und die Schokotrüffel-Frau sein sollen. Vielleicht hätte ich ihn verachten sollen, weil er nicht beherzt das Wort ergriff und mir leidenschaftlich versprach, mich niemals gehen zu lassen; es würde alles wieder besser werden.

Aber in Wahrheit *wollte* ich in diesem Moment gehen.

Sozial dysfunktional. So würde ich meine Familie gern beschreiben, die Familie Walsh. Also, das heißt, gern würde ich sie so nicht beschreiben. Gern würde ich sie als Prototyp für die Bradys aus der Fernsehserie *Drei Mädchen und drei Jungen* beschreiben. Gern würde ich sie wie die Waltons beschreiben. Doch sozial dysfunktional – eine bessere Beschreibung finde ich für sie nicht.

Ich habe vier Schwestern, und das Motto, nach dem sie ihr Leben ausrichten, ist anscheinend: je mehr Drama, desto besser. (Hier ein paar Beispiele: Claires Mann hat sie an dem Tag verlassen, als sie ihr erstes Kind bekam; Rachel ist eine Drogensüchtige (jetzt clean); Anna lebt irgendwo, aber nicht in der Wirklichkeit; und Helen, die Jüngste, also, es fällt mir schwer, sie zu beschreiben ...) Ich selbst fand Chaos nie erstrebenswert und konnte nicht begreifen, warum ich so anders bin. Wenn ich mich besonders einsam fühlte, habe ich mich mit der Fantasievorstellung aufrechtgehalten, dass ich adoptiert war. Richtig hingeben konnte ich mich ihr jedoch nicht, weil es von meinem Äußeren so klar war, dass ich *eine von ihnen* war.

Meine Schwestern und mich gibt es in zwei Ausführungen: das A-Modell und das B-Modell. Das A-Modell ist groß, sieht gesund und kräftig aus und neigt, wenn man es unbeaufsichtigt lässt, zu ausladenden Formen. Ich bin ein typisches A-Modell. Meine älteste Schwester Claire und Rachel, die Schwester nach mir, sind auch A-Modelle.

Das B-Modell hingegen ist klein, süß wie ein Kätzchen und bildhübsch. Mit ihrem langen schwarzen Haar, den schrägen grünen Augen und den schlanken Gliedmaßen verkörpern Anna und Helen, meine jüngeren Schwestern, dieses Modell perfekt. Obwohl Anna fast drei Jahre älter ist als Helen, sehen sie fast wie Zwillinge aus. Manchmal kann auch unsere Mutter sie nicht auseinander halten – obwohl das, wenn ich es recht bedenke, wahrscheinlich eher damit zu tun hat, dass sie ihre Brille nicht aufsetzt, als mit dem Aussehen der beiden. Um die Sache zu erleichtern: Anna ist ein Neo-Hippie und zieht sich so an, als hätte sie sich aus der Kiste mit den Verkleidungssachen bedient, und Helen ist die mit der psychotischen Aura.

Das A-Modell zeichnet sich dadurch aus, dass es groß und kräftig ist. Nicht unbedingt dick. Nicht *unbedingt*. Im Gegenteil, Typen des A-Modells können durchaus rank und schlank sein. Vorausgesetzt, sie stecken in einer magersüchtigen Phase – was nicht ganz so unwahrscheinlich ist, wie es klingt. Es ist durchaus schon vorgekommen, jedoch leider nicht bei mir. Ich hatte nie Probleme mit dem Essen; anscheinend – so behauptet Helen wenigstens – mangelt es mir dazu an Fantasie.

Zwar habe ich keine Essprobleme, aber eine leichte Form einer anderen Art von Bulimie – Einkaufsbulimie. Ich gab andauernd mein Geld für überflüssige Dinge aus, die ich dann wieder zurückbrachte. Das hatte erst vor kurzem zu einem enormen Streit geführt, an dem fast die ganze Familie beteiligt war: Helen hatte sich darüber beklagt, wie schwer es sei, mit dem auszukommen, was sie als Visagistin verdiente, und plötzlich stürzte sie sich auf mich und sagte vorwurfsvoll: »Du kannst gut mit Geld umgehen.«

Das passierte recht häufig: Sie alle betrachten mich als diejenige mit dem geordneten und sportlichen Leben – obwohl ich keinen Sport mehr gemacht hatte, seit ich aus Chicago zurückgekommen war – und hatten ein Bild von mir, das seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten, überholt war. Meine Eltern billigten dieses Sepia-getönte Bild von mir aus vollem Herzen, aber meine jüngeren Schwestern sahen in mir jeman-

den, über den man sich, zwar mit einer gewissen Zärtlichkeit, uneingeschränkt lustig machen konnte. Die meiste Zeit spielte ich mit, aber an dem Tag wehrte ich mich plötzlich dagegen, dass ich, wenn auch mit einer gewissen Zärtlichkeit, als todsterbenslangweilig betrachtet wurde.

»Wie meinst du das, ich kann mit Geld umgehen?«

»Du kommst mit deinem Geld aus. Du überlegst, bevor du etwas kaufst, und solche Sachen«, sagte Helen höhnisch. »Kein Borger sei und auch Verleiher nicht.« Hahaha.«

»Ich kann überhaupt nicht mit Geld umgehen«, entgegnete ich scharf.

»Aber ja doch!«, sagten sie im Chor – meine Eltern mit Bewunderung. Helen ohne.

»Sie kann nicht mit Geld umgehen«, sagte Garv.

»Danke«, sagte ich in seine Richtung.

»Und ob! Ich wette, du hortest haufenweise Geldscheine in einer Keksdose unter dem Bett.«

»Sie würde das Geld nicht in einer Keksdose aufheben«, verteidigte Dad mich gegen Helen. »Für eine Keksdose kriegst du keine Zinsen. Sie hat ihr Erspartes auf einem Sparkonto mit hohen Zinsen.«

»Welches Ersparte? Ich habe kein Erspartes!«

»Aber du hast doch eine Rentenversicherung, oder?«, fragte Dad besorgt.

»Das ist etwas anderes. Das ist nicht Sparen, und du kriegst das Geld erst, wenn du sechzig bist. Und ich kaufe dauernd Sachen, die ich nicht brauche.«

»Und dann bringst du sie zurück.«

»Aber man kriegt nicht immer das Geld zurück. Manchmal geben sie dir nur einen Gutschein, und das ist dann so, als hätte man das Geld ausgegeben.« Meine Stimme wurde schriller. »Und manchmal verfallen sie, bevor ich sie benutze.«

»Nein!« Mum war entsetzt.

»Aber ich wette, du bezahlst jeden Monat deine Kreditkarte ab«, beharrte Helen.

»Ich zahle meine Kreditkarte nicht JEDEN Monat ab.« Alle saßen mit halb offenen Mündern da, angesichts meines unerwarteten Zorns. »Nur alle PAAR Monate!«

»Oh, was für ein Theater!«

Irgendwie war dies ein merkwürdiger Streit. Viele Menschen stritten sich über Geld – aber normalerweise wurden sie beschuldigt, zu viel Geld auszugeben, und bestanden darauf, dass das nicht stimmte, und nicht andersherum. Ich hatte mich so echauffiert, dass Mum Helen zwang, sich zu entschuldigen. Dann murmelte sie mir zu: »Es ist doch keine Schande, wenn man gutes Geld verdient und ein bisschen auf die hohe Kante legt.«

Genau in dem Moment bestand Garv darauf, dass wir gingen; er war wütend, weil die anderen mich so erzürnt hatten. (Ich hatte ja gesagt, dass Garv immer das Gute in den Menschen sieht, aber bei meiner Familie kommt diese Neigung meistens nicht zum Tragen.)

Auf dem Weg nach Hause sagte ich bekümmert: »Ich weiß, dass alles relativ ist und dass ich mit ihnen nicht mithalten kann, aber ich bin auch neurotisch, oder?«

»Natürlich bist du das«, sagte er entschieden. »Lass dich nicht von ihnen runterziehen.«

Das von meiner Familie erzähle ich aber nicht nur, um den Hintergrund lebendig zu gestalten, sondern weil ich einen bestimmten Grund habe: Ich werde nämlich wieder bei dieser Familie wohnen.

Ich hätte auch bei Donna einziehen können, nur dass bei ihr erst vor kurzem Chaoten-Robbie, mit dem es mal lief, mal nicht, eingezogen war, und ich war mir nicht sicher, dass sie jemand Drittes willkommen heißen würde. Oder ich hätte Sinead fragen können, aber Dave hatte sie vor die Tür gesetzt, und jetzt war sie noch obdachloser als ich. Und ich hätte meine beste Freundin Emily um den Gefallen bitten können, denn bei ihr ist massenhaft Platz. Das Problem ist nur, dass sie in Los Angeles lebt. Was nicht gerade praktisch ist.

Also muss ich mit der Mütze in der Hand in den Schoß meiner Familie zurückkehren. Doch zunächst musste ich ihnen erklären, warum, und davor fürchtete ich mich.

Möglicherweise ist es nie leicht, die Eltern zu enttäuschen, aber in meinem Fall kommt es mir besonders schwierig vor. Ich bin diejenige, die ihren ersten Freund geheiratet hat, und

sie sind so stolz auf mich und auf die Häkchen, die sie bei fast jedem Punkt auf der Liste machen konnten, dass es einen ans Herz rührt: die Ehe, das Haus, das Auto, die Arbeit, die Rentenversicherung, die psychische Stabilität.

»Um dich haben wir uns nie Sorgen machen müssen«, hieß es oft. »Und du bist die Einzige.« Dann warfen sie derjenigen unter meinen Schwestern, die ihnen gerade Kummer bereite- te, einen sorgenvollen Blick zu. Und nach all den Jahren, in denen ich nie Anlass zu Kummer gegeben hatte, war *ich* jetzt diejenige, der die sorgenvollen Blicke gelten würden.

Ich blieb vor der Haustür stehen, bevor ich aufschloss. Ein Moment der Sammlung. Ich spürte das heftige Bedürfnis wegzulaufen, das Land zu verlassen, mein verheerendes Scheitern nicht mit ansehen zu müssen. Dann steckte ich den Schlüssel seufzend ins Schloss. Ich konnte nicht weglaufen – ich bin verantwortungsvoll und gewissenhaft. In einer Familie, in der mehrere schwarze Schafe um den ersten Platz rangelten, machte es keinen besonderen Spaß, das einzige weiße Schaf zu sein.

Aus dem Fernsehraum kam dröhnender Lärm, und es klang, als wären all diejenigen, die zur Zeit im Haus wohnten – Mum, Dad, Helen und Anna –, auch anwesend.

Helen lebte aufgrund ihres wechselhaften Glücks auf dem Stellenmarkt mit fünfundzwanzig noch zu Hause; sie hat immer wieder die Laufbahn gewechselt. Zwei oder drei Jahre hatte sie nutzlos an der Universität verbummelt, und nach einer kurzen Phase der Arbeitslosigkeit hatte sie es mit einer Karriere als Flugbegleiterin versucht, brachte es aber nicht fertig, freundlich genug zu sein. (»Hören Sie doch auf, dauernd zu klingeln, ich habe Sie schon beim ersten Mal gehört« – mit dieser Bemerkung endeten ihre hochfliegenden Karrierepläne.) Nach einer neuen Phase der Arbeitslosigkeit machte sie einen teuren Kurs als Visagistin und hoffte, beim Theater oder beim Film Arbeit zu bekommen, doch stattdessen wurde sie bei einer Hochzeit nach der anderen gebeten, die weiblichen Gäste zu schminken – meistens waren es die Töchter der Freunde meiner Eltern. Doch Mums Bemühungen, Helen Aufträge zu verschaffen, wurden nicht gewürdigt, und eines Tages

erzählte mir Mum voller Groll, Helen hätte geschworen, wenn sie noch einmal ein sechsjähriges Mädchen als Brautjungfer herrichten müsste, würde sie ihr (oder sich selbst, in dem Punkt drückte Mum sich nicht ganz klar aus) die Augen mit dem Eyeliner ausstechen.

Helens Problem besteht darin, dass sie mit hoher Intelligenz, gekoppelt mit einer unglaublich kurzen Aufmerksamkeitsspanne, ausgestattet ist und ihre wahre Berufung noch nicht gefunden hat.

Anders als Anna, die überhaupt eine Berufung finden muss, ob eine wahre oder eine andere. Sie hat sich jeder Ermutigung, einen Beruf zu ergreifen, widersetzt und sich ihren Lebensunterhalt als Kellnerin, Barfrau und Wahrsagerin zusammengestoppelt. Alles immer nur für kurze Zeit. Wahrscheinlich ist ihr Lebenslauf so umfangreich wie *Krieg und Frieden*.

Als sie noch mit ihrem Freund Shane zusammen war, lebten die beiden ein freies Leben, von der Hand in den Mund. Sie gehörten zu den Menschen, die für zehn Minuten aus dem Haus gehen, um sich ein Kitkat zu kaufen, und sich als Nächstes aus Istanbul melden, wo sie in einer Gerberei arbeiten.

Ihr Motto lautete: »Gott wird für uns sorgen«, und wenn Gott es nicht tat, so tat es die Stütze.

Ich beneidete sie um ihre Sorglosigkeit. Nein, das ist komplett gelogen. Ich hätte es gehasst – die Unsicherheit, nie zu wissen, ob man genug hat, um etwas zu essen zu kaufen, von einem Tag zum anderen zu leben, und so.

Das Besondere an Anna ist, dass sie oft eine scharfe, manchmal fast schockierend klare Wahrnehmung hat, aber in praktischen Dingen sehr unbegabt ist, zum Beispiel, wenn es darum geht, dass man sich anziehen muss, bevor man das Haus verlässt. Früher haben wir geglaubt, dass ihre charmante, geistesabwesende Art auf ihre Vorliebe für leichte Drogen zurückzuführen war, aber vor vier Jahren, ungefähr zu der gleichen Zeit wie Rachel, hat sie diese Gewohnheit aufgegeben, und obwohl sie seither womöglich ein wenig klarer ist, ist es schwer, das mit Bestimmtheit zu sagen.

Vor ein paar Monaten, als sie sich von Shane trennte, war sie wieder zu meinen Eltern gezogen. Allerdings hat das bei

ihnen nicht die gleiche Besorgnis ausgelöst, mit der sie möglicherweise bei mir reagieren würden, denn zum einen war Anna nicht verheiratet gewesen, und zum anderen rechneten sie bei ihr ohnehin mit einer gewissen Unstetigkeit.

Vorsichtig machte ich die Wohnzimmertür auf. Sie hockten auf der Couch, guckten *Wie werde ich Millionär?* und überschütteten die Kandidaten mit Hohn und Spott.

»Die Antwort weiß doch jeder«, sagte Helen in Richtung Bildschirm.

»Was ist denn die Antwort?«, fragte Anna.

»Weiß ich doch nicht. Aber ich muss es auch nicht wissen. Ich verliere nicht gerade dreiundneunzigtausend Pfund. Na, dann mach schon, ruf deinen Freund an, wirst schon sehen, was das nützt, wenn der so dumm ist wie du.«

Warum mussten sie alle zu Hause sein? Warum konnte nicht einfach nur, sagen wir, Anna da sein? Ich hätte es ihr erzählen und dann mit gesenktem Kopf ins Bett schleichen können, und es wäre mir sehr recht gewesen, wenn sie den anderen die Neuigkeit mitgeteilt hätte.

Da entdeckte Mum mich an der Tür.

»Margaret!«, rief sie. Seit Jahren versuche ich ihr beizubringen, dass ich Maggie heiße, aber sie will davon nichts wissen. »Komm rein. Setz dich. Möchtest du ein Eis?« Sie stieß Dad mit dem Ellbogen an. »Hol ihr mal ein Eis.«

»Schokolade? Erdbeer? Oder ...« – Dad machte eine wirkungsvolle Pause, bevor er mit dem Glanzstück auftrumpfte – »oder M&Ms? Das ist ganz neu!«

Im Haus meiner Eltern gibt es immer eine wunderbare Auswahl an Süßigkeiten. Anders als in den meisten Familien sind die aber nicht zusätzlich zu den normalen Nahrungsmitteln da, sondern stattdessen. Das Problem bestand nicht so sehr darin, dass meine Mutter keine Lust zu kochen hatte, sondern eher darin, dass wir keine Lust hatten zu essen, was sie kochte. Irgendwann Mitte der Achtziger hörte sie ganz mit dem Kochen auf. »Wozu soll ich kochen, wenn ihr undankbaren Blagen nichts davon esst?«

»*Ich* esse es«, beschwerte sich Dad, eine Stimme in der Wüste.



Er wurde nicht erhört. Fertiggerichte hielten Einzug, und das machte mich traurig. Ich hatte mich immer nach einer italienischen Familie gesehnt, die sich zum Abendessen um den blank gescheuerten Kiefernholztisch versammelte und Platten und Schüsseln mit dampfenden, selbst gemachten Köstlichkeiten herumreichte, während die rundliche Mamma am Herd stand und strahlte.

Dennoch, ein unbegrenzter Eisvorrat war nicht zu verachten. Anmutig akzeptierte ich das Angebot (ich entschied mich natürlich für M&Ms), schälte das Eis aus seiner Verpackung und sah mir die Sendung bis zum Ende an. Warum auch nicht? Sie würden mir doch nicht zuhören, solange der Fernseher noch lief. Außerdem zögerte ich zu gern den Augenblick hinaus, in dem ich mit den Worten: »Garv und ich haben uns getrennt« herauskam. Ich befürchtete, dass es Wirklichkeit werden würde, sobald ich es laut sagte.

Und dann war es so weit.

Ich seufzte, schluckte die aufsteigende Übelkeit hinunter und begann. »Ich muss euch etwas sagen.«

»Wie schön!« Mum setzte ihre Ich-werde-wieder-Großmutter-Miene auf.

»Garv und ich haben uns getrennt.«

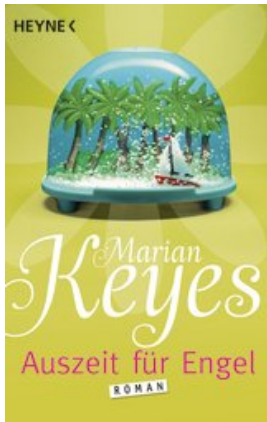
»Oh, Moment!« Mit einem lauten Rascheln verschwand mein Vater hinter seiner Zeitung.

Anna warf sich mir an den Hals, sogar Helen machte ein betroffenes Gesicht, aber meine arme Mutter ... Sie sah mich an, als wäre sie von einem herunterfallenden Backstein getroffen worden. Entsetzt, schockiert, fassungslos.

»Gleich sagst du, dass es nur ein Witz ist«, begann sie mit schwacher Stimme.

»Das werde ich nicht tun«, gab ich entschieden zurück. Es war furchtbar, dass ich ihr das antat, besonders, dass ich nun die zweite Tochter mit einer gescheiterten Ehe war, aber es war wichtig, sie nicht zu täuschen. Eine falsche Hoffnung war schlimmer als keine Hoffnung.

»Aber«, sagte sie und rang nach Atem, »aber du warst immer die Brave. So sag doch was«, wandte sie sich wütend an meinen Vater.



Marian Keyes

**Auszeit für Engel**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41052-7

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2013

Eine Schachtel Schokotrüffel ist schuld daran, dass Maggie, die vermeintlich bravste der Walsh-Schwestern, plötzlich vor den Trümmern ihrer Ehe steht. Als sie dann auch noch ihren Job verliert, lässt sie kurz entschlossen alles hinter sich.



[Der Titel im Katalog](#)